

Rezensionen und Kurzanzeigen

Peter Grossardt, *Stesichoros zwischen kultischer Praxis, mythischer Tradition und eigenem Kunstanspruch. Zur Behandlung des Helenamythos im Werk des Dichters aus Himera (mit einem Anhang zum Motivkomplex von Blendung und Heilung in der internationalen Erzähltradition)*. Tübingen: Günter Narr 2012. 180 S. (Leipziger Studien zur Klassischen Philologie. 9.) ISBN 978-3-8233-6767-3

In der Einleitung steckt G. die Ziele dieser Studie ab: Im Rahmen eines derzeit geläufigen Untersuchungsschemas (Gregory Nagy und seine Schüler sind hier federführend) will er die Behandlung des Helenamythos bei Stesichoros unter dem Gesichtspunkt ihrer panhellenischen oder aber (vorwiegend) lokalen Bedeutung beleuchten. Im Zentrum steht dabei der Themenkomplex um die ‚Bestrafung‘ des Dichters durch eine von der gekränkten Göttin gesandte Erblindung sowie die Frage, ob diese Version erst von Stesichoros ‚erfunden‘ wurde. Die Diskussion ist insgesamt außerordentlich reich an Details und kann hier nur im Überblick vorgestellt werden.

Als Basis der Untersuchung werden zuerst alle Fragmente und Testimonien des Stesichoros behandelt, in denen Bezug auf Helena vorliegt: Iphigenie als Tochter der Helena und des Theseus (7) scheint eine rein lokale Fassung zu sein (die nicht einmal bei Stesichoros selbst in allen Werken gewählt wird, während der Raub der kindlichen Helena durch Theseus häufiger aufscheint). G. will dieses Motiv der ‚Helena‘ des Stesichoros zuweisen. Im fr. 223 bei Page findet sich die Version vom Zorn der Aphrodite und ihrer Rache an den Töchtern des Tyndareos (13), da sie von diesem beim Opfer übergangen wurde. Hier scheint eine Änderung gegenüber den Ehoien vorzuliegen, wo nur allgemein vom ‚Neid der Göttin‘ die Rede ist. G. meint – wohl richtig –, dass sich τριτάτοι in fr. 223 speziell auf Helena beziehe (die außer Menelaos und Paris ja auch Deiphobos heiratete; die Theseusepisode scheint hier also nicht mitgezählt zu sein). In diesen Zusammenhang wird auch die Nachricht bei Pausanias über die ‚gefesselte Aphrodite Μορμώ‘ in Sparta gehören (18ff.): als Kult-Aition dafür wird u. a. die Rache des Tyndareos für die Schande seiner Töchter erwogen. Das Motiv von der ‚Rache der Göttin für Missachtung‘ scheint ein Wandermotiv zu sein, das vor allem in der Vorgeschichte der Kalydonischen Eberjagd eine Parallele findet (wo Oineus die Artemis missachtet); die sprachlichen Parallelen jedoch, die G. zwischen dem fr. 223 P. und der Schilderung jener Jagd in Ilias IX aufzeigen will, können nicht einleuchten. Im Zusammenhang mit den direkten Bezeugungen zur ‚Helena‘ des Stesichoros (29ff.) ist vor allem ein Theokrit-Scholion (zu Idyll 18) von Bedeutung, das auf die Parallele dieses Gedichtes zur ‚Helena‘ hinweist: Dadurch erhalten wir einen wertvollen Hinweis auf die lokale Färbung und den Sparta-Bezug bei Stesichoros. In fr. 190 hingegen finden wir den bekannten ‚Eid der Freier Helenas‘, der zwar in den Kyprien zu fehlen scheint, letztlich aber doch panhellenisches Gut wurde. Auch die Belege in der Iliupersis und den Nostoi, die Helena betreffen, werden besprochen (35). Im

Zentrum der Darstellung steht die Behandlung des Helenastoffes in den bekannten Versen der Palinodie (43ff.), wo Stesichoros die panhellenische Version der Epen überhaupt „in Frage stellt“, und der Motivkomplex ‚Verfehlung – Blendung – Widerruf – Heilung‘. Nach einer Diskussion der überlieferten Begründungen für die ‚Heilung‘ kommt G. zur Erkenntnis, dass am ehesten das in der Suda überlieferte Motiv des ‚klärenden Traumes‘ zur Palinodie und zur ‚Heilung‘ geführt hat (die Passagen in Platons Phaidros und in Isokrates’ Helena geben dafür keinen klaren Hinweis). Das Motiv der Blendung und Heilung sei ein traditionelles Erzählmotiv, das Stesichoros um zwei Elemente erweitert habe: das Gegenüber eines menschlichen Sünders und einer großen weiblichen Gestalt, sowie das Motiv des Traumes. Vieles weist hier auf eine Entstehung in Ägypten hin, wo es zur Zeit des Dichters berühmte Heilzentren für Augenleiden gegeben habe, und speziell auf die Göttin Isis: Auf einem nicht genau nachvollziehbaren Weg sei der Stoff aus dem nahöstlichen Kult auf Sparta und die dort als Göttin verehrte Helena übertragen worden (Ägypten hat ja auch in der alternativen Version des Helena-Mythos zentrale Funktion). G. erwägt auch eine Verankerung des Stoffes im indogermanischen Mythos (mögliche Beziehungen zu Indien und zur isländischen Sage werden diskutiert) und kommt nochmals (73) auf die Verbindung mit Sparta (und dem nahegelegenen Therapnai) zu sprechen, wo er auch die Aufführung des Liedes ansetzt. Da der Motivkomplex so fest gefügt ist, meint G., Helena und Palinodie hätten eher zu einem größeren, Gedicht gehört.

In einem für den vergleichenden Erzählforscher wertvollen, umfangreichen Anhang (87 – 140) stellt G. die Sage von der Blendung und Heilung des Stesichoros aufgrund von tätiger Reue in den Zusammenhang späterer Erzähltradition: der ostkirchlichen Marienlegenden, der isländischen Erzählung von Thormod und Thorbjörg (109) sowie der mittelalterlichen irischen und englischen Heiligenlegenden und deren Vorbilder in der spätantiken Legende (mit dem ägyptischen Menuthis kommt man hier wieder in den Bereich der Isis).

Auf zwei Details sei abschließend noch hingewiesen: (a) Im Zusammenhang mit fr. 223 P. ist G. ein Missgeschick widerfahren: während er in seiner Übersetzung die (übliche) Lesart κόραις voraussetzt, steht im Text κόρας (κούρας in einer Hs.); dann wäre aber zu übersetzen: „Aus Zorn (scil. auf Tyndareos) machte sie (Aphrodite) dessen Töchter zu δῖγαμοι und τριγαμοι“. – (b) Zu 16, Anm. 13: angesichts von Eur. IA 1149f. könnte auch Klytimestra als τριγαμος bezeichnet werden (vgl. Rez. ad loc.).

Walter Stockert

Zsolt Adorjáni, *Auge und Sehen in Pindars Dichtung*. Hildesheim: Georg Olms 2011. 249 S. (Spudasmata. 139.) ISBN 978-3-487-14632-4

Dieses Buch ist die leicht überarbeitete deutsche Fassung einer ungarischen Dissertation, die an der Universität von Piliscsaba angenommen wurde. In diesem sehr angenehm zu lesen, auch mit der Beratung durch Adolf Köhnken zustande gekommenen Buch gilt das Hauptaugenmerk der metaphorischen Verwendung von ‚Auge‘ und ‚Sehen‘. ‚Sehen‘ wird als Lichtphänomen verstanden, als ein Ausstrahlen vom Auge im empedokleischen Sinne (Arbeitshypothese, 12). In vier Kapiteln wird dann der Blick der Charis, der Blick von Dichter, Athlet und Gott, der des Herrschers sowie der ‚Blick der Hoffnungen‘ zur Darstellung gebracht, ehe im Kapitel zu ‚Licht und Dunkel‘ gleichsam eine „eschatologische Abrundung“ erfolgt. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse (197ff.), eine umfangreiche Bibliographie und zwei Stellen-Register beschließen den Band.

A. baut seine Argumentation stets anhand zentraler Texte auf, die in traditioneller Methode Vers für Vers analysiert werden, ehe er zu einer weitergehenden Synthese schreitet. Eine unnötige Schwäche des im Wesentlichen überzeugenden Buches sind die fast immer fehlerhaften lateinischen (!) Übersetzungen (insbesondere die auf Seite 18 und 47); mit einer deutschen Wiedergabe wäre dem Leser besser gedient gewesen.

In einer facettenreichen Präsentation werden die vielen Seiten der Χάρις dargestellt (II: 17), ihre Fähigkeit, Blühen und Wachstum bzw. Liebesverlangen zu fördern, wobei dem Motiv des ‚Blickes der Göttin‘ besondere Beachtung geschenkt wird (45f.), dem das ‚Licht des Dichters‘ (ebenfalls im Blick) entspricht. Eros wohnt in den Augen der Χάριτες, aber auch die Musen stehen ihnen nahe, durch deren Blick auch der Weg des Dichters hin zur Verkündigung der Wahrheit erleuchtet wird. Im Zentrum der Darstellung stehen hier die Interpretationen von Ol. 14 [a. 488] und Ol. 7, 1ff. [a. 464], wobei A. betont, dass Θολία ἐρασμόλοπος (Ol. 14, 15f.) mit ζωθάλιος Χάρις (Ol. 7, 11) eine Entsprechung habe. Bei der Siegesfeier wird in Ol. 14 sogar das Reich der Toten (der verstorbene Vater des Siegers) mit einbezogen: Durch die Macht des Liedes werden die Grenzen von Diesseits und Jenseits überwunden. Im Kapitel „Dichter, Athlet, Gott“ (III: 76ff.) wird die leuchtende Kraft der Tat mit der Leuchtkraft des dichterischen Blickes verbunden, der auch den Aspekt der Wahrheit enthält; im Gegensatz dazu bleibe der Erfolglose im Dunkel, dem Strahlenden entsprechen dort κατ’ ἀντίθεσιν Neid und Verleumdung: Pyth. 2, 52ff. z. B. stellt Pindar seine Dichtung der des Nörglers Archilochos gegenüber, in Nem. 7 setzt er sich von Homer ab, der dem tückischen Odysseus so viel Ehre zukommen lasse, während bei Pindar dem betrogenen Aias Gerechtigkeit widerfahre. Die Interpretation der ‚Abbruchsformel‘ Nem. 4, 33ff. wird in den Zusammenhang der ganzen Ode gestellt: Pindar scheint sich hier auf persönliche Feinde zu beziehen, deren böser Charakter von ‚Dunkel‘ umhüllt sei. In der umstrittenen Passage Pyth. 8, 67–72 wird κατὰ τιν’ ἄρμονίαν βλέπειν auf den unterstützenden Blick Apolls bezogen; die ganze Ode wird unter dem Aspekt des „optischen Motivs“ und des Verhältnisses Gott–Mensch analysiert; mit Platons Krat. 405c wird eine neue, interessante Parallele eingebracht. Auch das leuchtende Herrscherauge (IV: 121ff.) gehe auf göttlichen Ursprung zurück. Die schwierige Crux Pyth. 5, 15ff. wird eindringlich diskutiert: μεγάλων πολίων ... συγγενῆς ὀφθαλμός bezieht sich auf den König (die Übersetzung „naturgemäß zugehöriges Auge großer Städte“ ist aber nicht überzeugend) und mit ἔχει(ς) übernimmt A. eine ansprechende Konjektur Bergks. Auch im Abschnitt V („Blick der Hoffnungen“) gilt das Hauptaugenmerk einer alten Crux: Für Isthm. 5, 56–58 wird eine ausführliche Interpretationsgeschichte gegeben, auch werden die zentralen Begriffe κνίζειν und ὄπις (dieses ist ja etymologisch und semantisch umstritten) sorgfältig erläutert; A. glaubt (im Gegensatz zu der führenden Edition von Herwig Maehler und dem Text Eugen Dönts), mit der (leichten) Konjektur ἐλπίδων ἔκνισ’ (ἔκνιξ’ Hss.) auszukommen; sein Text impliziert jedoch das Schema Pindaricum (δαπάναι ... ἔκνισ’) und den kühnen Ausdruck „Aufwendungen, die den Blick (ὄπις) der Hoffnungen erregten“; antithetisch dazu verweist A. auf die Blindheit der ἐλπὶς in Ol. 12, 7. – Das Schlusskapitel (VI: 172ff.) behandelt Licht und Dunkel, zwei optische Phänomene, die mit Auge und Sehen verbunden sind. A. konzentriert sich dabei auf Ol. 2, in welcher der Schicksalswechsel eine besondere Rolle spielt. Im Zentrum steht die ‚eschatologische Partie‘, die auch von orphisch-pythagoreischen Gedanken beeinflusst zu sein scheint. Das Jenseits kann (p. 190) als Allegorie des irdischen Lebens interpretiert werden: Wie dort die bösen Menschen büßen müssen, sei hier der Unterlegene vom Dunkel umgeben, während sich auf den

Sieger das Licht ergieße, das im irdischen Dasein einen Abglanz der göttlichen Sphäre vermittelt.

Abschließend einige kritische Details (die gelegentlichen Akzentfehler seien nur en passant angemerkt): p. 24: Ol. 14, 5 steht γάρ exakt an derselben Versstelle wie in Vers 17; p. 34: Ol. 7, 53 steht δαέντι an respondierender Stelle mit Vers 91 δαείς; p. 36 (oben): Ol. 7, 12 wird παμφώνοισι (wohl nur scheinbar) mit φόρμιγγι verbunden; p. 48: Gebet an Iphikles, an Iolaos? (hier gibt es Unklarheiten); p. 52ff.: zur Konjektur Aisch. Cho. 283ff. vgl. auch Adorjáni, WSt. 124 (2011), 17ff.; p. 56f. ist der Text in fr. 123 fragwürdig; p. 63: in fr. 52h erscheint die Ergänzung ἐλπίδων unsicher (ἐλπίζων ist wohl auch nicht besser); p. 87: Nem. 1, 24f. bleibt problematisch; vielleicht könnte man (auch angesichts der chiasmatischen Anordnung) doch μεμφομένοις ἐσλοῦς zusammennehmen (so Dönt in seiner Übersetzung, 180f.); p. 118: Der obszön-erotische Sinn von Aristoph. Thes. 122–124 erscheint mir kaum gegeben, ὄπιν würde ich als Postpositiv verstehen; p. 181ff.: zu Ol. 2, 74f.: στεφάνους bleibt problematisch (die v. l. στεφάνοις ist aber wohl eine Konjektur). *Walter Stockert*

Nonno di Panopoli, Parafraasi del Vangelo di San Giovanni. Canto Sesto. Introduzione, testo critico, traduzione e commento a cura di Roberta Franchi. Bologna: Centro editoriale dehoniano 2013. 524 S. (Biblioteca Patristica.) ISBN 978-88-10-42063-8

Der sechste Gesang der Paraphrase mit der Darstellung der Brot- und Fischvermehrung beim Passah-Fest, dem Gang über den See Tiberias, der Kunde vom wahren Brot des Lebens in Kapharnaum und dem Abfall der Jünger, ist besonders für die Vorstellung des frühen Christentums von der göttlichen und der menschlichen Natur Jesu von Bedeutung. Die umfassende Einleitung beschreibt detailliert die erzählerische Gestaltung der Ereignisse und verweist auf Parallelen zu den Dionysiaka, informiert über die Technik des paraphrastischen Stils des Nonnos mit wesentlichen Informationen zu Erweiterungen oder Verkürzungen gegenüber der Vorlage, Joh. 6, 41–54, und referiert ausführlich über die Handschriftenlage. Den Hauptteil bildet eine Neuedition des sechsten Gesangs (mit italienischer Übersetzung), die erste seit der Ausgabe von August Scheindler, Leipzig 1881 (mit der Diskussion von 6 Textstellen, betreffend die Verse 63, 90, 121, 127, 139 und die ausgefallenen Verse nach 162: die Lücke wird mit einem Zeilensprung in § 54 der Vorlage erklärt). Ein umfassender, reicher Kommentar erschließt das Gedicht und die Quellen des Autors. Besondere Beachtung erhält die enge Verbindung zwischen griechischer Literatur und christlichem Gedankengut, die in der Dichtung des Nonnos dokumentiert ist. F. stellt sich die Aufgabe, die kulturelle Wechselwirkung zwischen Heiden und Christen in der Griechischen Welt der Spätantike, die Verarbeitung klassischer Literatur und die Herausbildung einer neuen christlichen Dichtung zu dokumentieren. Für die Beurteilung des Nonnos ist dabei von Bedeutung, dass er die sonst von gebildeten Heiden wegen ihrer einfachen Form und wegen ihres volkstümlichen Inhalts unbeachtet gelassene christliche Überlieferung in das literarische Niveau des Epos eingefügt hat. Die genauen Interpretationen machen deutlich, auf welche Weise Autoren in der Spätantike und in der Zeit der frühchristlichen Kirche die hochentwickelten Möglichkeiten der griechisch-römischen Kultur genützt haben, um eine christliche Alternativkultur von hohem Niveau auf der Basis des Bibeltexts zu gestalten.

Diese mit einer weit ausgreifenden Einleitung, einem ausführlichen Kommentar und einer umfassenden Bibliographie versehene Edition des sechsten Gesangs der Paraphrase ist ein

entscheidender weiterer Schritt in dem von Enrico Livrea begonnenen Gesamtplan der kommentierten Ausgaben der Dichtung über das Johannesevangelium. Es liegen jetzt Editionen vor zu den Gesängen 1 (Claudio De Stefani, Bologna 2002), 2 (Enrico Livrea, Bologna 2000), 4 (Mariangela Caprara, Pisa 2006), 5 (Gianfranco Agosti, Firenze 2003), 6 (Roberta Franchi, Bologna 2013), 9 (P. Serra, Diss. Firenze 1997), 13 (Claudia Greco, Alessandria 2004), 15 (Benedetta Savelli, Diss. Firenze 1998), 18 (Enrico Livrea, Napoli 1989), 19 (Domenico Accorinti, Diss. Firenze 1987) und 20 (Domenico Accorinti, Pisa 1996; vgl. Nina Aringer, WSt. 112 [1999], 238/239).

Herbert Bannert

* * *

Udo Reinhardt, *Der antike Mythos. Ein systematisches Handbuch.* Freiburg i. Br. - Berlin - Wien: Rombach 2011. 528 S. (Paradeigmata. 14.) ISBN 978-3-7980-9644-3

Aus den bisherigen Publikationen des Autors ist ersichtlich, dass sein Hauptinteresse vorwiegend der Wirkung antiker Mythen auf die Bildende Kunst galt, vor allem der Verwendung und Gestaltung in der Neuzeit, wozu er sich eine umfangreiche Diathek erarbeitet hat. Von diesem Blickwinkel her ist das Aufdecken von Traditionslinien in der Antike selbst – die permanente Weiter- und Umgestaltung einzelner Mythen oder Mythenstränge, die Überlagerung bzw. völlige Überdeckung älterer Versionen – natürlich nicht wesentlich: Literaten und Kunstschaffende späterer Zeiten griffen jeweils auf eine bestimmte antike Mythenvariante zurück, die ihrer Absicht dienen konnte, oder bevorzugten, der Zeitströmung entsprechend, ganz bestimmte antike Autoren als Inspirationsquelle. Die intensive Beschäftigung mit dem ‚Nachleben‘ kann also dazu führen, antike Quellen aus unterschiedlichen Epochen als mehr oder weniger gleichrangig zu betrachten. Dies zu beachten ist wesentlich, wenn man zu dem vorliegenden Buch greift, denn hier geht es weder um Differenzierung von Mythenversionen oder um Berücksichtigung der Intention antiker Schriftsteller bei ihrer Verwendung) noch um einen strukturalistischen Ansatz (im Anschluss etwa an Walter Burkert).

R. versucht mit seinem ‚systematischen Handbuch‘, das Thema ‚Mythos‘ im weitesten Sinn und in allen denkbaren Facetten und Ausdrucksformen von der Antike bis in die Neuzeit einzufangen – „zentrales Anliegen“ ist ihm dabei „die weitgehend gleichrangige Berücksichtigung der literarischen und bildlichen Quellen“ sowie die „rezeptionsgeschichtliche Perspektive“ (6) –, sowie möglichst alle modernen wissenschaftlichen Publikationen in Buch- oder Aufsatzform samt den Mythologie-Handbüchern einzuarbeiten (die Sekundärliteratur ist in den fast 2000, zumeist sehr umfangreichen Fußnoten erschöpfend, soweit ich sehen kann, zitiert). Die Bewältigung eines solch umfassenden Anspruchs ist zweifellos eine fast undurchführbare Aufgabe – ihre Realisierung stellt aber auch keine geringe Anforderung an den Benutzer, denn die Lesbarkeit muss zwangsläufig unter der Überfülle des Gebotenen leiden (es empfiehlt sich, bei der Lektüre des Hauptteils, zunächst jedenfalls, die Fußnoten-Verweise zu ignorieren). Diesen Nachteil sucht der Verf. durch eine klare Strukturierung des Buches in fünf Hauptkapitel abzufangen und den Inhalt des Hauptteils durch ‚Anhänge‘ (426–463: ‚Ergänzende Verweise auf Bildmaterial‘; ‚Ergänzende Schemata‘) zu entlasten. Man darf annehmen, dass er auch mit Hilfe des Inhaltsverzeichnisses den Zugang zur Lektüre erleichtern wollte; ein erster Blick darauf wirkt allerdings kaum einladend, denn es umfasst immerhin 6 (!) Seiten: jedes Unterkapitel wird nämlich von einer Art ‚Abstract‘ begleitet; es wäre viel-

leicht besser gewesen, hier nur die Titel anzuführen und diese Zusammenfassungen jeweils im Hauptteil den Ausführungen voranzustellen.

Die ‚Einführung in die Grundbegriffe‘ (Kapitel 1) beginnt mit einer umfangreichen Wortgeschichte zu *mythos* und *fabula* von der Antike bis zum modernen (und heute oft undifferenzierten) Sprachgebrauch (13–22); in einem weiteren Unterkapitel wird der moderne Terminus ‚Mythologie‘ skizziert und eine Verbindungslinie zu Nachbardisziplinen (Ethnologie, Anthropologie, Psychologie, etc.) gezogen. Bei der Frage, was unter antikem Mythos zu verstehen sei, nimmt der Verf. einen ‚allgemeinen‘ Standpunkt ein (die Gesamtheit von Mythen in allen Kulturen des Altertums, traditionell: die Mythen und Sagen der klassischen Antike mit Hinweis auf Exkurs VI ‚Zur Abgrenzung von Mythos, Sage und Märchen‘), ergänzt durch eine gute Definierung von ‚griechischem‘ sowie ‚römischem Mythos‘. Bei letzterem wird zu Recht auf die Dominanz Ovids und Vergils für die Mythenrezeption im westlichen Mittelalter verwiesen; für die Zeiten seit der Renaissance müsste man hingegen stärker differenzieren: Seit die griechischen Autoren auch im Westen breiten Kreisen bekannt wurden (vor allem durch Übersetzungen zunächst ins Lateinische, woraus sich die vom Verf. angesprochene weitere Beibehaltung lateinischer Götternamen erklärt), gewann ihr Gedanken- und Erzählgut nachhaltigen Einfluss auf das geistige Leben Europas und wurde gelegentlich dem der römischen Autoren sogar vorgezogen.

In Kapitel 2 ‚Zu Ursprüngen und Voraussetzungen des frühgriechischen Mythos‘ lehnt der Verf. (vor allem Wolfgang Kullmann folgend) eine mykenische Mythen- bzw. Epen-Tradition als Grundlage für die homerischen Gedichte ab – ohne jedoch die Gegenposition der Homerforschung zu Wort kommen zu lassen; seiner Meinung nach kam es zum ‚nachhaltigen Kontinuitätsbruch der ‚dunklen Jahrhunderte‘‘ mit einem ‚Defizit an historischem Wissen und Bewusstsein über die eigene Vergangenheit‘‘ und zu einem ‚Neuanfang‘‘ im Verlauf der geometrischen Zeit; die ‚allmählich entstehende frühgriechische Kultur‘‘ übernahm ‚zahlreiche altorientalische Traditionselemente‘‘ aus kleinasiatischen Epentexten, die ‚spätestens seit der ‚...orientalisierenden‘ Phase‘‘ gegenüber anderen Einflüssen dominierten (30). R. greift hier wie auch später auf die entsprechenden Arbeiten von Walter Burkert und Martin L. West über wesentliche Einflüsse aus östlichen Kulturen auf griechische Göttermythen zurück (im ‚Forschungsüberblick‘, 32 Anm. 92, sollte auch das Buch von Willibald Staudacher, *Die Trennung von Himmel und Erde. Ein vorgriechischer Schöpfungsmythos bei Hesiod und den Orphikern*, 1942, genannt werden); folglich setzt auch R. an späterer Stelle (324) – in Kap. 5a ‚Die große mythische Epoche‘ – die homerischen Epen nach Hesiod an (die wissenschaftliche Diskussion darüber ist in vollem Gang). Hier behandelt er detailliert Belege für die Übernahme aus östlichen Kulturen (33–50) und arbeitet sodann anhand von Vorstellungen über Ungeheuer und Flügelwesen (50–73), matriarchalischen Relikten und Patriarchat (74–84) heraus, inwiefern die frühgriechische Mythenkonzeption über die altorientalischen Traditionen ‚z. T. ganz wesentlich‘ hinausging (86).

Mit Kapitel 3 und 4 stellt sich der Verf. – angeregt durch die Kritik von G. S. Kirk (*The Nature of Greek Myths*, 1974) an der Unzulänglichkeit grundsätzlicher Aussagen der Forschung zum Wesen griechischer Mythen – seinem Hauptanliegen: der Aufgabe, Kirks Forderung ‚to develop a workable system of primary categories and definitions‘ nachzukommen. Wie R. selbst im Werbetext betont, standen für ihn beim Konzipieren seines Buches neben den altorientalischen Mythen ‚von Anfang an verwandte fiktionale Bereiche wie alttestamentliche, frühromische und mittelalterliche Sagen sowie die europäische Märchentradition im Hintergrund‘: Seiner Einschätzung nach besteht also die Möglichkeit, eine Systematik

zu entwickeln, erst in Distanz zum eigentlichen Gegenstand und mit sehr weitgefasstem Ansatz. Er stellt in Kap. 3 (87–248) fünf Grundkategorien vor, die als solche durchaus einseitig sind: Sie bestehen aus den „Fixierungen“ (a) nach Raum (reale Topographie, Märchenländer, Unterwelt; geographisches Erdbild), (b) nach Zeit (fiktive Chronologie und Genealogie: Götterzeit, Heroenzeit; Entwicklung vom Phantastischen zum Realistischen analog der realen sozio-kulturellen Entwicklung), und (c) nach mythischen Einzelgestalten (die großen Heroen der älteren Mythen; Entwicklung des Heldenbildes); weiters (d) aus der „Grundlegenden Bedeutung des Göttlichen“ (griechisch-römische Gottheiten mit ihren etruskischen Entsprechungen: in ihrem Wesen und Wirken, ihrem Kult, dem auch durch Epitheta und Attribute sinnfällig gemachten Erscheinungsbild, sowie in einer Auswahl-Ikonographie bis in die Neuzeit); schließlich (e) aus der „Integration des Geschehens in einen göttlichen Schicksalsplan“. Der Verf. nennt den gesamten Abschnitt „Konstitutive Grundkategorien des frühgriechischen Mythos“; dieser enthält jedoch jeweils – was aus dem Titel nicht hervorgeht – immer wieder Zeugnisse für spätere griechische und römische Entwicklungen bzw. Intentionen; so kann man, um nur ein einziges Beispiel herauszugreifen, den seit Augustus aus politischen Gründen als Gott propagierten Aion (wie Günther Zuntz nachgewiesen hat) wohl kaum frühgriechischen Konstitutiven zurechnen (der von Reinhardt angeführte einzige literarische Beleg für Aions Genealogie, Eurip. Herakleid. 900, zeigt im Übrigen, dass hier keine echt mythische oder gar religiöse Tradition vorliegt, denn die Worte des Chors, es herrsche nun Glück nach früherem Unglück, πολλὰ γὰρ τίκτει ... Αἰὼν Χρόνου παῖς sind bloß poetischer Ausdruck für: „denn vieles entsteht im Verlauf der Zeit“; dieses sowie andere Beispiele zeigen, wie vorsichtig man das Material auswählen muss). Es wäre also wohl besser, den Titel von Kap. 3 zu ändern in „Grundkategorien des antiken Mythos“; belässt man ihn aber, so müsste man sich auf den in der Frühphase entstandenen Mythos konzentrieren und dann erst dessen ‚Modellcharakter‘ in stringenter Weise anhand des zeitlich jüngeren Materials aufzeigen – oder dieses überhaupt in das nächste Kapitel verschieben. Das 4. Kapitel (249–297) ist nämlich als Ergänzung zu Kap. 3 gedacht und heißt „Wesentliche Zusatzkriterien bei der Realisierung des frühgriechischen Mythos“, worunter der Verf. die „Entstehung des mythischen Weltbildes“ seit dem 8. Jh. bzw. die Weiterentwicklung von Motiven und Charakteren mythischer Personen durch (vorwiegend) dichterische Gestaltungen vor allem bis zum 5./4. Jh. v. Chr., aber auch in römischer Zeit versteht (angefügt sind immer wieder Verweise auf moderne Rezeption in Literatur und Kunst). Es folgen vier Exkurse (298–322) zum Verhältnis von Mythos zu Religion und Ritual (hier vermisst man einen Hinweis zum Strukturalismus), zu Literatur und Bildender Kunst sowie zur Historie.

Kapitel 5 „Zur kulturhistorischen Gesamtentwicklung des antiken Mythos“ (323–425) ist ein guter Überblick über die Entwicklungen in der Antike und über deren spätere Rezeption: Der klaren Behandlung von Literatur und Kunst in der „großen mythischen Epoche (8.–5./4. Jh.)“ folgen die ebenso guten Abschnitte „Aufklärung und Mythenkritik (ab dem 5./4. Jh.)“ und „Der römische Nationalmythos“; auffällig breiter Raum wird Ovid – wohl im Hinblick auf dessen Nachleben – mit „Mythen und Mythenovellen“ (in den Met.) sowie durch „Exkurs V: Alltagsnovellen“ (in Met. und Heroid.) gegeben. Verhältnismäßig kurz ist dagegen der Abschnitt „Von der Zweiten Sophistik bis zum christlichen Mittelalter“ und der „Ausblick auf die Neuzeit“, welcher sich auf das Verhältnis von Mythos und Aufklärung in Europa konzentriert. Ein letzter Exkurs behandelt die „Abgrenzung von Mythos, Sage und Märchen“.

„Anhänge“ (426–482) verweisen auf die erwähnten Ergänzungen zu dem im Hauptteil Behandelten, bieten überblickartige Zusammenstellungen und ein Abkürzungsverzeichnis. Ein umfangreiches Register (483–528) beschließt das Buch.

Zweifellos hat R. das Material zu seinem Buch mit erstaunlichem Fleiß über Jahre hinweg zusammengetragen und versucht in herkulischer Anstrengung, möglichst nichts, was seinen Argumentationen dienlich sein könnte, zu übersehen und möglichst auch alles durch Zitate aus der Fülle der Forschungsliteratur genauestens zu dokumentieren – wohl deshalb hat er sein Werk im Untertitel als ‚Handbuch‘ bezeichnet. Den Kern seiner Ausführungen zu erkennen ist, wie schon angedeutet, vielfach schwer. Präzise Beschränkung auf das Wesentliche hätte das tatsächlich Anregende seiner Arbeit, die Berechtigung seines Ansatzes zu einer Systematik und die Folgerungen daraus, viel besser hervortreten lassen. – Zudem noch eine kleine Bemerkung an den Verlag: um sich beim Blättern leichter zurechtzufinden, wäre man für einen laufenden Kolummentitel dankbar.

Es ist ein Buch für Spezialisten und wird m. E. einem breiteren Publikum (wie im Umschlagtext intendiert), trotz mancher Hilfestellung (so vor allem durch die Übersetzungen der zitierten Texte und die Liste an ‚Literarischen Quellen des Mythos in Antike und Mittelalter‘, 450–454), kaum zugänglich sein.

Christine Harrauer

Mirko V o n d e r s t e i n, *Der Zeuskult bei den Westgriechen*. Wiesbaden: Ludwig Reichert Verlag 2006. 251 S. (Palilia. 17.) ISBN 978-3-89500-546-6

Untersuchungen zu spezifischen regionalen Ausformungen der Verehrung einer bestimmten Gottheit sind rar, können jedoch einen genaueren Einblick in lokale Kulte vermitteln als dies bei Arbeiten über das gesamte Pantheon eines Gebietes möglich ist. Besonders interessant erweist sich die Fokussierung auf eine einzige Gottheit, wenn es sich – wie im vorliegenden Fall – um Kulte in Kolonien handelt, weil ja nicht nur die Unterschiede ihrer Verehrung in einzelnen Städten einer fest umrissenen Region zutage treten, sondern auch die religiösen Bräuche unter dem Aspekt eventueller Veränderungen gegenüber den in den Mutterstädten üblichen im Verlauf der historischen Entwicklung berücksichtigt werden müssen.

Mit seinem Buch (einer gekürzten Dissertation) schließt V. thematisch an die Doktorarbeit von Valentina H i n z, *Der Kult von Demeter und Kore auf Sizilien und in der Magna Graecia* (in derselben Reihe als Band 4 erschienen) an, und beiden ist es gelungen, einen guten Einblick in die jeweils unterschiedliche lokale Eigenständigkeit der Kultbegehungen zu geben. V. gliedert gleichfalls nach den Großregionen Magna Graecia und Sizilien, behandelt alle Kultbelege für Zeus (zum städtischen Kult, zur Verehrung von Gruppen und von Einzelpersonen) jedoch im Rahmen der einzelnen Poleis. Das Material umfasst die inschriftliche, literarische, archäologische und numismatische Überlieferung vom 6. Jh. v. Chr. bis in die römische Zeit; neben diesen direkten Zeugnissen bezieht der Autor auch Monatsnamen (z. B. den nur für Lokri belegten Παλαμναῖος), theophore Namen sowie mögliche einheimische Kulttraditionen in seine Überlegungen mit ein.

Die Auswertung der Quellen ist sorgfältig und ausgewogen: V. greift, wo nötig, auf gesicherte Forschungsergebnisse und Standardwerke zurück (wie etwa auf die beiden grundlegenden Zeus-Studien von Hans S c h w a b l in RE X A und Suppl. XV) und wägt kontroverse Diskussionen in der Forschung mit der gebotenen Vorsicht ab. Als Einleitung zu jeder Polis gibt er einen knappen Überblick über deren Geschichte, sodass dem Leser die historischen Ereignisse bei der Einzelbesprechung des Kults präsent sind; dies unterstützt in vielen

Fällen das Verständnis für die unterschiedlichen Entwicklungen in religiöser Hinsicht und vor allem auch für einzelne außergewöhnliche Phasen der Verehrung (wie etwa des Zeus Eleutherios in Syrakus oder des Zeus Hellanios in Akragas). Lokale Aspekte werden nicht nur aus Opferriten und Gaben für den Gott deutlich, sondern auch aus der Beschreibung des Kultplatzes und der Lage der Heiligtümer, aus der Kultgemeinschaft mit anderen griechischen Göttern oder aus synkretistischen Vorstellungen.

Kultbelege zu Zeus konzentrieren sich in den dorisch-achäischen Kolonien, ihr Umfang ist in den ionischen deutlich geringer; dies erklärt V. mit der dort wohl größeren Bedeutung des Apollon. Allgemein gesehen war der Einfluss der mutterländischen Zeusheiligtümer Olympia und Dodona auf die Westgriechen am deutlichsten ausgeprägt, wohl auch getragen von Zuwanderern in bereits bestehende Poleis.

Jeder an den Westgriechen und ihren religiösen Traditionen Interessierte wird diesen Band, der durch ein ausführliches Register (zu den literarischen Quellen, den Inschriften, den genannten externen geographischen Bezeichnungen, dem Verzeichnis von Personen und Göttern, sowie von Sachen und Begriffen) abgerundet wird, immer wieder gern zur Hand nehmen.
Christine Harrauer

Reinhold F. Glei (Hg.), *Ironie. Griechische und lateinische Fallstudien*. Trier: Wiss. Verlag 2009. 282 S. (Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium. 80.) ISBN 978-3-86821-177-1 (kt.) 978-3-86821-178-8 (geb.)

Dieser Band umfasst die Beiträge einer im Juni 2007 am Seminar für Klassische Philologie der Universität Bochum abgehaltenen Tagung, bei der die Aufmerksamkeit dem komplexen Phänomen der Ironie galt. Anhand von exemplarisch ausgewählten Texten versuchen die Autoren, ‚Ironie‘ in ihren mannigfaltigen Ausformungen darzustellen, wobei das Spektrum vom klassischen Griechenland bis in die lateinische Spätantike und in den Humanismus reicht.

Im einleitenden, grundlegenden Artikel von H. Heckel (15) wird zuerst der εἶρων (εἰρωνεία ist etymologisch ungeklärt) als jemand verstanden, der sich verstellt, manchmal selbst herabsetzt, insgesamt eine Strategie des Nicht-Ernst-Nehmens verfolgt, dabei aber im Gegensatz zur ἀλαζονεία über feinsinnigen Humor verfügt. Die übliche Definition von ironischer Rede als „Ausdruck des Gegenteils des wirklich Gemeinten“ finde sich erst im 4. Jh. v. Chr., die erst in der Moderne so bezeichnete ‚Romantische Ironie‘, eine ironische Haltung des Künstlers zur Welt und auch zu seiner eigenen Kunst, sei in Ansätzen auch schon in der Antike vorhanden. Eine spezielle Ausformung der Ironie ist die sog. ‚dramatische Ironie‘, die sich aus Informationsdifferenzen zwischen Figur und Publikum ergibt (Muster: König Ödipus); im Weiteren wird zudem ein modernes Begriffsmodell vorgestellt und diskutiert, das aber in den anderen Beiträgen nur nebenher anklingt.

Wie B. Zimmern in seiner trefflichen Analyse der Ironie bei Aristophanes (33) ausführt, kann z. B. das Umschwenken des Chores in den ‚*Wolken*‘ mit dem Verhalten eines εἶρων erklärt werden, der dem Protagonisten scheinbar zum Sieg verhilft, ihn dann aber mit seinem Anliegen scheitern läßt. Eine hübsche Szene in den ‚*Epidemiai*‘ des Ion von Chios, mit dem Dichter Sophokles im Zentrum, stellt W. Röslér (47) vor: der große Dichter zeigt sich hier als Meister subtiler Ironie, aber auch Selbstironie. M. Erler sieht in seinem Beitrag „*Parrhesie und Ironie*“ (59) die bei Platon dargestellte sokratische Methode in diametralem Gegensatz zur offenen Kommunikation Epikurs und seiner Schüler: Sokrates orientiert sich in

seinen Gesprächen an der Kompetenz des Partners und versteckt sein Wissen, wo nötig, hinter dem Deckmantel der Ironie, während der Epikureer ganz offen seine Dogmen vorbringt und den Menschen in der Art eines Sehers die Wahrheit vermitteln will. U. H a m m kommt in seinem Beitrag zur höfischen Dichtung (77), bei dem es u. a. um eine ironische Beleuchtung der Geschwisterehe des zweiten Ptolemäers geht, auf die verschiedene Reaktion der betroffenen Herrscher auf Ironie zu sprechen: Während eine ungeschickte Attacke angeblich zum tragischen Tod des Dichters Sotades führte, wurde die ironische Beleuchtung seitens der großen alexandrinischen Dichter (Kallimachos, Theokrit) letztlich toleriert. Jene Dichterswelt sei derart von ironischen Grundzügen geprägt gewesen, dass die Herrscher bei einer feinen Dosierung ironischen Sprechens über ihr eigenes Verhalten „trotzdem lachen konnten“; in diesem Aufsatz, der u. a. Theokrits 17. Idyll (an Ptolemaios Philadelphos) beleuchtet, spielt auch der Begriff der ‚romantischen Ironie‘, hier im Sinne einer kritischen Distanz des Dichters zum eigenen Werk, eine Rolle. – M. M e i e r setzt sich in seinem Beitrag zur Beziehung von Nero und Lukan (107) vor allem mit der Interpretation der *laudes Neronis* (Phars. 1, 33–66) auseinander. Er versteht dieses Lob nicht, wie die meisten, in Analogie zu den sonstigen prinzipialkritischen Äußerungen in diesem Epos, sondern als eine besonders subtile Form des Angriffs: Da sich Nero ja insbesondere als Künstler inszenierte, sei die Aussparung gerade dieser (an sich unleugbaren) Eigenschaft des Kaisers die wahre Beleidigung, die letztlich zum Untergang des Dichters geführt haben könnte, ein beachtenswerter Vorschlag. – Bemerkenswert ist auch der Beitrag G. B i n d e r s zur „Ironischen und sarkastischen Rede in Vergils Aeneis“ (143). Besonderes Augenmerk gilt hier der sarkastisch-ironischen Aufnahme von Argumenten des Vorredners, so etwa in der berühmten Auseinandersetzung zwischen Dido und Aeneas (4, 331–387), wo die Frau dem Helden seine eigenen ‚Entschuldigungen‘ um die Ohren schlägt. Ein besonderer Fall ist auch die Apostrophierung des Aeneas und der Trojaner als ‚verweicht‘, so etwa durch Iarbas (4, 215) oder Turnus, eine Charakterisierung, die durch die Handlung der Aeneis und die ‚historische Entwicklung‘ letztlich widerlegt wird, also im weiteren Sinn ironische Aspekte aufweist. – C. K l o d t sucht die ‚ironische Destruktion homerischen Heldentums in der Achilleis des Statius‘ zu erweisen (176): Insbesondere die Figur des Achill werde durch die verschiedensten ironischen Brechungen ins Komische verzerrt. K. zeigt dies z. B. an der herabgeminderten Funktion der berühmten Attribute des Helden, Speer und Schild, und an der – vor dem homerischen Background gewiss ironisch gemeinten – Selbstdarstellung des noch recht kindlichen (ja sogar kindischen) Helden. Im Fokus stünden hier nicht Heroismus und echte Tragik, sondern unfreiwillige Komik und ein deutlicher Hang zur Brutalität. Ein schöner Aufsatz T. P a u l s e n s zur Ironie in Lukians Nigrinos (229), weiters O. O v e r w i e n s reicher Beitrag zu einem Brief des Sidonius Apollinaris (247) und der ausgezeichnete Artikel des Editors dieses Bandes zu Ulrich von Hutten Arminius (265) runden diese äußerst lesenswerte Veröffentlichung ab. *Walter Stockert*

* * *

Příběhy raně křesťanských mučedníků II. Výbor z latinské a řecké martyrologické literatury 4. a 5. století [Geschichte der frühchristlichen Märtyrer II. Anthologie aus der lateinischen und griechischen martyrologischen Literatur des 4. und 5. Jahrhunderts]. Hg. von Petr K i t z l e r, übersetzt von Iva A d á m k o v á, Pavel D u d z i k und Petr K i t z l e r. Einleitende

Studie von Jiří Šubrt, Vorwort von Francesco Scorza Barcellona. Praha: Vyšehrad Verlag 2011. 400 S., 29 farb. Abb. ISBN 978-80-7429-187-6

Der Band folgt auf das schon früher erschienene Buch ‚Geschichte der frühchristlichen Märtyrer. Anthologie aus der ältesten lateinischen und griechischen martyrologischen Literatur‘ (Praha: Vyšehrad 2009; vgl. WSt. 123 [2010], 286–288) und bringt 13 weniger bekannte Geschichten, die von der Problematik des unbarmherzigen und blutigen Wetteiferns zweier christlicher Gemeinden handeln, die für sich jeweils die Bezeichnung der wahren katholischen Kirche beanspruchten. Da sowohl die komplizierte Geschichte dieser Streitigkeiten, als auch die eigenartig widerspruchsvolle Symbiose zwischen Kirche und Staat nicht zu den üblichen Kenntnissen der Ereignisse im 4. und 5. Jh. gehören, ist die von Jiří Šubrt verfasste einleitende Studie ‚*Ecclesia martyrum: Die Geschichte der Märtyrer auf dem Hintergrund des donatistischen Schismas*‘ (15–63) sehr willkommen. Jeder Text ist, wie im früheren Band, mit einer einleitenden Einführung, einer Liste der bestehenden Editionen und Übersetzungen und einer Fülle von wichtigen Erklärungen, die oft interessanter als der Text selbst sind, versehen. Angesichts eines gewissen Schematismus im Aufbau dieser martyrologischen Texte wäre man wohl imstande, weitere Geschichten zu verfassen. Die Rez. befürchtet aber, dass es wahrscheinlich an der nötigen Phantasie mangelt, sowohl zur Schilderung der Grausamkeit bei der Folterung der furchtlosen Christen (das kuriose Beispiel der Märtyrerin Zoe, die an den Haaren aufgehängt und dem Dampf aus dem angezündeten Stallmist ausgesetzt wurde, ist wohl kaum zu übertreffen), als auch zum Ausdenken verschiedener Arten von Selbstmord, die fanatische *circumcelliones* begangen haben.

In den übersetzten Geschichten können wir zwei Gruppen von Texten erkennen – donatistische *passiones* (Passio sancti Donati; Passio Isaac et Maximiani; Passio Marculi; Passio martyrum Abitinensium; Passio Maximae, Donatillae, et Secundae) und nicht donatistische Niederschriften (Martyrium S. Ignatii; Martyrium Cononis; Martyrium Agapae, Irenae et Chionae; Acta Eupli; Martyrium Dasii; Acta sancti Sebastiani martyris; Martyrium Aemiliani; Martyrium Sabae). In den nicht donatistischen Texten, die aus verschiedenen Epochen und Orten stammen, können wir die allmähliche Zunahme von hagiographischen Mitteln und rhetorischer Ausgestaltung verfolgen, die die Knappheit der historischen Nachrichten ergänzen oder ersetzen. Die allmähliche Literarisierung, das Vermischen der historischen Nachrichten mit den wundertätigen und legendären Elementen geht Hand und Hand mit der Bildung von christlicher Mythologie und mit der Verehrung von Märtyrern.

In den Akten des heiligen Märtyrers Sebastian erkennt Francesco Scorza Barcellona aus narrativen Gründen nahezu eine Art historischen Roman. Donatistische *passiones* bringen Geschichten von Märtyrern, die nicht mehr seitens paganer Widersacher gezwungen sind, ihrem Glauben zu entsagen und den paganen Göttern zu opfern, sondern der Gewalt von Widersachern aus ihren eigenen Reihen standhalten müssen, das heisst der katholischen Kirche und der Christen, die oft blutdürstiger als römische Prokuratoren sind. Die stark polemische Note, die in den Texten zu finden ist, veranlasst Jiří Šubrt zu der überzeugenden Behauptung, dass man anstatt von *passiones* besser von „antikatholischem Pamphlet“ sprechen sollte, „wo der eigentliche Kernpunkt im Regen von Invektiven verschwindet“. Es ist keine ermunternde Lektüre – keine Apologie kann die Intoleranz decken, die für solche Texte typisch ist.

Zum Glück gibt es in diesem Band (außer einer Editionsbemerkung, einem englischen Resümee und einer ausführlichen Bibliographie) auch eine ausgezeichnete Bildbeilage. Mit Hilfe von Bildern könnte man das Märtyrertum als akzeptabel bezeichnen, besonders wenn man die mittelalterlichen ‚Comics‘ aus dem Leben des heiligen Sebastian in den Wandmalereien in der Chapelle Sainte-Claire ou Sainte Sebastien in Venanson aus dem Jahre 1481 sieht. Schade, dass die mittelalterlichen ‚Sprechblasen‘ nicht lesbar sind. Genau wie der frühere Band ist auch dieser zweite sehr sorgfältig gestaltet. *Eva Stehliková*

Apollonius pictus. An Illustrated Late Antique Romance around 1000. (Egy Illusztrált kés antik regény 1000 körül). Edited by Anna B o r e c z k y and András N é m e t h. Budapest: OSZK 2011. 184 p., 104 illustrations + facsimile ISBN 978-963-200-600-0

A first striking feature of the book is its substantial size: 39 cm (height) x 32 cm (width), corresponding exactly to the measurements of the separately published facsimile edition of a codex that accompanies it. The first part of the title, “Apollonius”, relates to the *Historia Apollonii, Regis Tyri*, a romance about the adventures of a King Apollonius, his wife Lucina and their daughter Tharsia. This story was immensely popular in Western Europe, from Iceland to Southern Europe. The number of manuscripts, quotations and casual references is almost unimaginably vast and varied. The second part of the title, “pictus”, refers to the 38 drawings within the text, scattered among three and a half parchment folios, more or less accidentally bound into an important Virgil MS (Budapest cod. Lat. 7). Unfortunately, the exordium of the Apollonius fragment has been lost; the surviving part runs from about halfway the *Historia Apollonii* (c. 31) till the end (c. 51), with its own signature: Cod. Lat. 4.

Precisely due to the popularity of the story, it soon underwent countless changes, from minor verbal alterations to drastic transformations. Different recensions are recognized here: Recension A, Recension B, even Recension C (abbreviated to RA, RB, RC). In my dissertation (Groningen, 1982) and the commentary based on it (Groningen, 2008), I championed a Greek provenance of RA and RB. I am very pleased that experts on the HA agree with this view, as regards both a Greek origin (mainly based on linguistic arguments) and a classification of the various manuscript sources aimed at fashioning these into the most acceptable text. As I saw it then, manuscript ϕ (the usual siglum) plays only a modest role here. The revolutionary developments in present-day photography (in particular UV lamps) and advancing insights have shed an entirely different, more sharply focused light on ϕ .

The text edition of ϕ is preceded by introductory discussions (2 prologues, 8 detailed studies). The first thing to note about ϕ is that it is both the oldest manuscript containing the HA text and the first illustrated manuscript. In both respects the present text is therefore of great scientific importance. It not only offers an extremely exact transcript of the text, an apograph, but also publishes the illustrations for the first time, in crystal-clear images. Both fronts open up a vast field of inquiry. The text can now be established much more accurately: barely legible letters can be recovered, if with difficulty. Also it is now easier to connect the illustrations with the newly clarified text. These illustrations are particularly interesting because the various figurations have not only been modified by several hands and supplied with names and comments, but sometimes do not square with the actual text. Obviously this raises the problem of how text and drawings are related. It is generally assumed that the text itself was written in Werden Abbey in Germany; can this also be assumed for the illustrations

or do these perhaps point to Anglo-Saxon influence, perhaps even Roman/Christian influence, as some propose?

The foundation for a closer study of the genesis of ϕ and the problems sketched above is laid by Anna Boreczky, both in her “Prologue” (pp. 13–16) and in her article “Apollonius Pictus: Object and History” (pp. 25–40). The latter contains splendid visual material from Werden codices and discusses the level of learning in Werden, in particular the methods of book production employed there, and finally the text itself. This in turn forms the basis for Beatrice Radden Keefe’s brilliant study, “Making the Budapest Apollonius” (pp. 48–60). Her contribution offers the complete series of 38 drawings in razor-sharp reproduction. It discusses technical details, enumerates all the particulars regarding the added names, identifies functions and lists the various, sometimes scurrilous captions. This contribution leads up to a more detailed linguistic study, Andreas Nievergelt’s “Additamenta ioculatorum. Volkssprachliche und lateinische Sekundäreintragungen” (pp. 101–124). The author distinguishes no fewer than eight hands. The Latin names used here are particularly interesting. Thus the merry wedding scene of Athenagoras and Tharsia features *ioculatores* (jokers), an intriguing term for medieval experts as well. We may therefore conclude that these secondary activities too point to a monastic level typical of Werden. This takes us back to the question raised above: how are the images related to the text? Werden’s contacts with York might suggest English influence, but any further assumption that the drawings originated in Christian Rome seems highly speculative. Much more plausible is the cautious judgement of A. Boreczky: “the supposition, that the fragment is the copy of a manuscript from the Carolingian age, or even of an insular Anglo-Saxon codex is congruent with the connections of the monastery (Werden)” (p. 36).

The text edition itself is an impressive achievement, because, as an apograph, it indicates the length of the line with spaces for any lost or illegible letters, supplemented with the readings of a codex from the Karl-Marx-Universität, no. 431, early 12th century, of German origin and known in the specialist literature under siglum F. Rightly in my opinion, the author has not introduced any changes within the F text. This means that sometimes evident errors have been retained in the text. I already pointed out in my dissertation (1982, pp. 72–79) that ϕ contributes very little to the RA text. I am glad that the present editor of ϕ mostly shares this view. Is this a death sentence for ϕ ? Not at all: like no other codex it proves how popular this text was, even in monastic circles; that it was read and commented on in less intellectual circles too, sometimes even scabrously.

G. A. A. Kortekaas

Ruth Elisabeth K r i t z e r, Rom: Bewunderte Vergangenheit – inszenierte Gegenwart. Die Stadt in literarischen Topographien der Renaissance. Horn-Wien: Verlag F. Berger & Söhne 2012. 452 S. mit Abb. (s. p.) (Grazer Beiträge. Supplementband. 14.)

K. präsentiert die Ergebnisse eines 2008–2011 vom FWF geförderten, im Fachbereich Altertumswissenschaften der Universität Salzburg durchgeführten Projekts zu Tradition, Vermittlung und Wirkung neulateinischer Rombeschreibungen der Renaissance. Abgedeckt ist ein Zeitraum von etwas mehr als 150 Jahren, beginnend bei der *Roma instaurata* (1446) Flavio Biondos, des Begründers der antiquarischen Wissenschaft, gefolgt von Andrea Fulvius *Antiquitates urbis* (1527) und Giovanni Bartolomeo Marlianos *Urbis Romae topographia* (1534) und endend bei Jean Jacques Boissards *Topographia Romanae Urbis* (1597–1602).

Zusätzlich werden Vorstufen, darunter (spät)antike wie das *Curiosum* und die *Notitia urbis Romae regionum XIV*, mittelalterliche Itinerarien und Mirabilienliteratur, und Rezeption – bis ins 19. Jh. und darüber hinaus – berücksichtigt. Ein Blick auf Wolf Dietrichs Salzburg als ‚Rom des Nordens‘ illustriert Romidee und -ideologie an einem aussagekräftigen lokalpatriotischen Beispiel.

Der facettenreiche, mit einer umfangreichen Bibliographie, Indices und z. T. farbigen Abbildungen ausgestattete Band richtet sich an divergente Adressatengruppen: an FachwissenschaftlerInnen und an RomliebhaberInnen. Die zweisprachige (und zweispaltige)* Präsentation der Texte ermöglicht beiden RezipientInnengruppen nach einer ausführlichen Einleitung über „Entwicklung und Facetten des Genres“ (15–46) und „Intention und Vermittlungsabsicht von Topographien des 15. und 16. Jahrhunderts und deren praktische Umsetzung“ (47–64) den jeweils präferierten Zugang im Hauptteil des Buches – „Textvergleiche“ (65–277) zu den Schwerpunkten „Stadtentstehung und -entwicklung“ (65–100) und „Das antike Stadtzentrum: Kapitol und Forum Romanum“ (101–277). Daran schließen sich Überlegungen zu „Literarische[r] Fiktion und Realität: Das Rom im Buch und in der Wirklichkeit“ (279–287), gefolgt von „Der Einfluss auf die architektonische und geistige päpstliche Stadtplanung“ (288–371) und „Rom des Nordens‘: die Wirkung der Romidee auf Salzburg“ (372–392).

Eine feste Nomenklatur für antike Monumente bildet sich Anfang des 15. Jh. heraus; Biondo, dessen archäologisches Interesse durch den respektlosen Umgang mit antiken Bauten im Zuge neuer Bauvorhaben geweckt wurde, greift bereits darauf zurück. Seiner Initiative ist das Fortleben Roms – nicht nur (fach)literarisch – zu verdanken. Analog zu Boissard ergibt sich für ihn aus dem Zusammenspiel von Altem und Neuem, von Paganem und Christlichem die spezifische Homogenität Roms, die sich in der Darstellung niederschlägt. Je mehr sich die Archäologie im 17. und 18. Jh. als Fachwissenschaft etabliert, desto nüchterner wird die Ausrichtung der Romliteratur. Einem generellen Trend folgend beginnen nationalsprachliche Darstellungen neben die lateinischen zu treten; im 19. Jh., als die Auseinandersetzung mit den Vorgängern und die Bewertung und Klassifizierung ihrer Arbeiten besonders intensiv wird, kommt dem Deutschen (neben dem Englischen) eine wichtige Rolle als Wissenschaftssprache zu.

K. arbeitet heraus, dass (46) „nicht nur beschrieben, sondern (vielfach indirekt) auch gewertet wird, d. h. zu einer gewollt objektiven Vorgangsweise subjektive Elemente hinzutreten. Der so entstandene ‚Stadttext‘ bringt schließlich gleichzeitig eine mehr oder weniger zeitlose, utopische ‚Textstadt‘ hervor.“ Die Autorintention zeigt K. an den Paratexten (Vorreden und Widmungen, die entgegen dem Zweisprachigkeitsprinzip der Verf. nur lateinisch, dafür mit ausführlicher interpretatorischer Paraphrase geboten werden) und an fixen Elementen und Aufbaustrukturen. Als feststehendes Element der Praefationes etabliert sich die Bezugnahme auf Vorgänger, wobei mit Kritik nicht gespart wird, während der Prioritäts- und Novitätsanspruch mit der wachsenden Zahl der Rombeschreibungen abnimmt. Biondo, Fulvio, Marliano und Boissard schreiben für gebildete Leser, v. a. für solche, die noch nicht in Rom

* Diese Gliederung ist nicht unproblematisch und erschwert die Übersicht, da vergleichsweise selten das lateinische Original und die dazugehörige deutsche Übersetzung auf derselben Seite zu stehen kommen. Auch die gelegentliche Einfügung von Seiten, auf denen die linke (lateinische) Spalte leer bleibt und nur die rechte (deutsche) befüllt wird, trägt nicht ausreichend zum Ausgleich bei.

gewesen sind. *utilitas* (und *delectatio*) sind als Abfassungsgründe genannt; K. zeigt die Entwicklung des Genos an Gemeinsamkeiten und Unterschieden. – Ob Monumente erhalten sind, spielt bei der Konzentration auf Bauwerke und Aussparung der Bewohner eine untergeordnete Rolle. Biondo schildert spontan und assoziativ, Fulvio systematisch, was ihn zu Wiederholungen zwingt, Marliano folgt einem Stadtplan, Boissard entscheidet sich für „an einem Tag durchführbare ‚Spaziergänge‘“ (64).

Der Vergleich der umfangreichen Textbeispiele ist von hohem literatur- und kulturgeschichtlichem Wert, da er Einblick in die Quellen – wobei die unkommentierte Mehrfachnennung des fiktiven Historia Augusta-Autors Flavius Vopiscus befremdet (das gilt auch für die Erwähnung der *libri elephantini*: 232, n. 931) – und Informationen zur römischen Geschichte (vornehmlich der Frühzeit) und deren Manifestation in der Stadtopographie bietet. Die geschickte Textauswahl macht die individuelle Akzentsetzung der Autoren sichtbar; z. T. recht umfangreiche Fußnoten liefern wichtige Ergänzungen. K. beschließt jeden Abschnitt mit einem (in der Regel) knappen Vergleich. (Wer sich einen schnellen Überblick über Gemeinsamkeiten und Unterschiede verschaffen muss oder will, würde sich über größere Ausführlichkeit freuen.) Abhängigkeiten von den Vorgängern sind deutlich, namentliche Erwähnungen unterbleiben: „so scheint sich Fulvio vor allem, was die Auswahl der antiken Quellen betrifft, häufig am Werk Biondos zu orientieren, weist aber vieles nicht als antikes Zitat aus, vielleicht, um eigenes Wissen vorzutäuschen. Marliano benötigt seine Vorgänger, insbesondere Andrea Fulvio, wieder vor allem dazu, um sich von deren Meinungen abzugrenzen und eigene Theorien zu entwickeln, die sich für den Leser mit heutigem Wissensstand oft als völlig unhaltbar herausstellen, geht aber im Gegenzug bei der Verarbeitung von Quellen sehr gewissenhaft vor.“ (273). Charakteristisch für Boissard ist die Einarbeitung mittelalterlicher Legenden – sehr zur Freude seiner Leser. K. bietet eine detaillierte Auflistung der Quellen und arbeitet die Vorlieben der Autoren heraus, wobei neben (Fach)literatur auch Münzen und epigraphischen Zeugnissen hohe Relevanz zukommt. Die diachrone Baugeschichte (Einbeziehung des Konservatorenpalasts mit Ausnahme Biondos), Irrtümer (Lokalisierung der Tempel des Iuppiter Feretrius und der Iuno Moneta) und Diskussionen (Erstreckung des Forum Romanum) lassen den Leser am gelehrten Diskurs teilnehmen. Antike Texte werden keineswegs immer richtig interpretiert oder kontextualisiert; K. konstatiert, dass die Autoren „munter ihre Phantasie walten lassen“ (276), und betont, dass oft (heute nicht mehr existierende) Kirchen als Orientierungshilfen dienen. Dazu treten Informationen über aktuelle Ereignisse (z. B. Felssturz vom Tarpejischen Felsen) und archäologische Neufunde, aber auch die Verwendung antiker Baustoffe für moderne Gebäude. Eine räumliche Vorstellung gelingt allen vier Autoren, wobei Biondo eine „Pionierleistung“ vollbringt, der „in den Augen eines heutigen, romkundigen Lesers verhältnismäßig geradlinig zu den topographisch und historisch stichhaltigsten Ergebnissen“ kommt, Fulvio um historische Details bemüht ist, Marliano neue Quellentexte und v. a. Inschriften erschließt und Boissard sich durch „Italianisierung“ auszeichnet (277).

Lehrreich sind K.s Ausführungen zur zeitgenössischen Kartographie, die in Wechselwirkung mit den literarischen Topographien stehen: sie vergleicht die Rekonstruktionsversuche der Renaissanceautoren mit Computeranimationen, wobei Verschiebungen (Norden befindet sich auf den Perspektivplänen zunächst rechts, später links; Legenden lösen Beschriftungen in den Karten ab) festzustellen sind: „Wie in der Literatur entstehen auch in der Kartographie ab dem ausgehenden 16. Jh. Pläne, die die religiösen Bauten wieder in den Vordergrund rücken. Vor allem die sieben Hauptkirchen werden auf vielen Plänen als über-

dimensional groß im Vergleich zu den übrigen Elementen der Stadt – sofern solche überhaupt eingezeichnet sind – dargestellt. Außerdem treten in den in Form von Legenden beschrifteten Gesamtplänen die Rubriken *Palatia* und *Domus insignes* und somit bedeutende zeitgenössische Gebäude hinzu.“ (283). Die Planzeichner entschieden sich für unterschiedliche Darstellungsformen: für idealistische Rekonstruktionen, für die Dokumentation der tatsächlichen Ruinen und für Mischformen: „Jedenfalls war es den Kartographen nicht möglich, wie die Autoren der Schriftwerke das frühere und damals gegenwärtige Aussehen jedes einzelnen Monuments zugleich zu dokumentieren, Antike und Gegenwart also ‚übereinanderzulegen‘ – was im Kopf oder in der Vorstellung möglich ist, kann ein Bild also nur bedingt wiedergeben.“ (284). Weil Literatur diachron darstellen kann, Kartographie hingegen nicht, interessiert sich K. für die „im wahrsten Sinne des Wortes u-topischen Pläne“ (285), in denen das antike Rom zu neuem Leben erweckt wird. Dieser Symbolkraft der Antike, einer subjektiven „mental map“ (285), wurden erst in der zweiten Hälfte des 16. Jh. (in Verbindung mit der Etablierung der Archäologie) realistisch(er)e Karten entgegengesetzt: „Das Rom im Buch und das mancher Pläne, ‚Textstadt‘ und, wenn man so will, ‚Planstadt‘, bestehen also aus (rückprojizierender) Fiktion und Wirklichkeit oder daraus, was man sich (mit Hilfestellungen) vorzustellen versucht und zu Papier bringt, und daraus, was man tatsächlich sieht oder gesehen hat. Dadurch aber, dass man antike Textquellen als wahrhaftig annahm, existierten für Autoren eigentlich zwei Wirklichkeiten, die nur zeitlich voneinander getrennt waren, durch deren Nebeneinander sich dann aber eine Idealversion ergab, die wiederum nur der damalige Leser verstand.“ (287).

Topographie und Kartographie dienten freilich auch der Rechtfertigung päpstlicher (für die antiken Monumente keineswegs substanzschonender) Bauprojekte; nicht zuletzt zeigten sie den Bauherren, die oft die Auftraggeber dieser Arbeiten waren, welche bedeutenden antiken Orte sich in einer Art Kulturtransfer für die Christianisierung Roms eigneten: „Topo- wie Kartographen des 15. und 16. Jhs. hatten es also mit einem sich stetig verändernden Rom zu tun, das sein Gesicht allmählich von dem einer heruntergekommenen Kleinstadt gegen das einer eindrucksvollen Stadt der Kirchen und Paläste eintauschte [sic!]. [...] Es hat fast den Anschein, die Päpste [...] hätten sich mit der schriftlichen Bewahrung der großen Vergangenheit Roms zufriedengegeben und deren Baumeister und Architekten mit der Übernahme antiker Bauprinzipien der glorreichen Vergangenheit genügend Tribut gezollt.“ (316/317). Verdienstvoll ist K.s Übersicht über die städteplanerischen Maßnahmen der Päpste von der Renaissance bis zum Barock, ihre Auseinandersetzung mit deren Niederschlag in der zeitgenössischen Literatur und die Chronologie von Ausgrabungen, (Inschriften)funden, Museen- und Sammlungsgründungen (incl. Grabungslizenzen, Erlassen, die die Zerstörung antiker Bauwerke untersagten, und Sensibilisierung für rücksichtslose Schleifung und Verwertung als Steinbruch). Für K. werden an den Abschnitten über den Vatikan die Ponderierungen, die die Autoren in den Praefationes und Dedicaciones entwickeln, besonders deutlich; wenig schmeichelhaft, dafür pointiert fällt ihr Urteil über Marliano aus: „[...] stets tritt er als ‚Richtigsteller‘ auf und versucht, seine Vorgänger, insbesondere Flavio Biondo, und deren Lokalisierungen zu korrigieren, wobei er oft übersieht, dass manche vor ihm wie beispielsweise Fulvio bereits zu denselben Ansichten gekommen sind.“ (370). Die Bedeutung des Vatikans ergibt sich aus seiner langen (Nutzungs)geschichte; die christliche hat die heidnische abgelöst; der Bau der Befestigungsanlage wird zum Integrationsfaktor: „ein neues, [...] beherrschendes imperiales ‚Zentrum‘ war geschaffen.“ (371).

Giovanni Gaspare Zuc(c)alli prägte 1699 den Begriff ‚Rom des Nordens‘ für die Stadt Salzburg; parallel dazu wurde es als ‚Deutsches Rom‘ bezeichnet. Die topographischen Gegebenheiten und die zahlreichen Kirchen prädestinierten es für diesen Vergleich. Wolf Dietrich von Raitenau gestaltete als Fürsterzbischof Salzburg architektonisch von einer mittelalterlichen in eine moderne Stadt um, wobei er um einen repräsentativen und (konkurrenzierenden) Vergleich mit Rom bemüht war: „Mit Hilfe der antiken Literatur und eigener Autopsie betätigten sich Autoren wie Flavio Biondo, Andrea Fulvio, Giovanni Bartolomeo Marliano oder Jean Jacques Boissard zugunsten Romkundiger als ‚ideelle Archäologen‘, die das christlich und erneut zum Papstszitz gewordene Rom um seine komplementäre Ebene der großen antiken Vergangenheit vervollständigten. Damit schufen sie eine Kontinuität vermittelnde Textgattung, die Verschwundenes und im Zuge der in Angriff genommenen Restauration der Stadt Verschwindendes zu bewahren in stande war und die Erinnerung an das alte Rom mit der widersprüchlichen Gegenwart verknüpfte. [...] Der Wert dieser Beschreibungen liegt also zum Einen in ihrem Aufschluss über die Entstehung und die bewusste Ausbildung einer die Renaissance und von dieser beeinflusste Städte maßgeblich prägenden und identitätsstiftenden Erinnerungskultur, zum Anderen aber über den all diesem zugrundeliegenden Umgang mit der in Schrift- und Steindenkmälern überlieferten antiken Vergangenheit.“ (391). Durch Randnotizen in einem der Salzburger Exemplare von Marlianos Topographie kann als wahrscheinlich gelten, dass sich Wolf Dietrich aus praktischer Anschauung und aus (Fach)literatur Anregungen für seine ehrgeizigen Bauprojekte geholt hat.

Störend sind einige wenige Eigentümlichkeiten: sprachliche resp. redaktionelle, wie „der Appendix“ (30), „dem Tempels“ (54), „von allen Tempel der reichste“ (247), „sehen“ statt „zu sehen“ (354) oder eine Unstimmigkeit zwischen Singular und Plural (367), und orthographische, z. B. „Ethemologie“ (96). Die signifikant wenigen Tippfehler, etwa „emporagenden“ (221), „begannnen“ (274) oder „*Antequae*“ (378), sind vernachlässigbar, nicht unbedingt eine Formulierung wie „bis zum sogenannten Prima Porta“ (93). Mehr ins Gewicht fallen Registerbrüche (208, 330, 331, 337) oder Formatierungs- (205) bzw. Umbruchfehler (327). An einer Stelle (387) ist „widerstehen“ gemeint, jedoch „sich widersetzen“ gewählt; die Formulierung „die Augen hob“ (252, n. 1046) ist antiquiert, die Übersetzung von *disputans* mit „spekuliert“ (325/326) wenig gelungen. Auch wenn es im lateinischen Original *Michael Angelus* heißt, wirkt die Übersetzung mit „Michel Angelo“ (254/255) ungewohnt. Die Erwähnung von Johannes XXIII. (288) ist ohne eine Fußnote, die ihn als Gegenpast (Baldassare Cossa) ausweist, irreführend.

Diese kleinen Mängel tun jedoch der Lust, die K.s Studie auf eine Romreise macht, keinerlei Abbruch, zumal sie auf ebenso vielfältige wie kundige Weise zeigt, warum Rom bei allem Wandel, dem es unterworfen war, zu Recht die Ewige Stadt genannt wird.

Sonja M. Schreiner

Die Wiener Studien im Internet

Online-Version (mit Suchmöglichkeit):

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Online-Publikationen

verlag.oeaw.ac.at

Rezensionen:

www.oeaw.ac.at/kal/rezensionen